

Marco Maurer

**Du
bleibst
was
du bist**

Warum bei uns immer noch
die soziale Herkunft entscheidet

DROEMER 

Alle Menschen, die in diesem Buch genannt werden, gibt es wirklich. Aber in einigen Fällen tragen sie hier einen anderen Namen als in der Realität. Wenn nötig, wurden auch andere biographische oder geographische Angaben verfremdet, um die Persönlichkeitsrechte der Genannten zu wahren. Viele Kindheits- und Jugenderinnerungen des Autors liegen zudem lange zurück. Er kann daher nicht ausschließen, dass andere Personen einzelne Begebenheiten anders in Erinnerung haben.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de*



Copyright © 2015 by Droemer

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27633-4

5 4 3 2 1

And I was a boy from school ...
(Hot Chip)

*... but I'm still Jenny from the Block.
(Jennifer Lopez)*

Inhalt

1	»Ich Arbeiterkind« – ein Artikel mit Folgen.	10
2	Einhundert – siebenundsiebzig – dreiundzwanzig . . .	15
3	Herrn Schochs Prognose	22
4	Projekt Bildungsreise	57
5	Wir Arbeiterkinder.	65
6	Bildung macht krank	99
7	Finnland – das »Gelobte Land«	130
8	Die Sache mit dem Geld.	162
9	Das frühe Unglück – ungeliebt, ungefördert, ungebildet.	185
10	Die Mutbürger – von Vorbildern, Engagierten und einer Prinzessin	200
11	Die bösen Kräfte.	231
12	Bunt kickt gut – was Vielfalt uns bringt	255
13	Bildungspolitik – das linke Versagen.	306
14	Ein Junge will Schule machen	352
	Danksagung	380

1 »Ich Arbeiterkind« – ein Artikel mit Folgen

Meine Mama hatte mich an einem frühen Morgen im September 1986, dem Tag meiner Einschulung in die Grundschule, einfach an die braun und beige gemusterte Tapetenwand im Esszimmer gleich neben den Gummibaum gestellt. Mit einer roten Schultüte aus Karton und Tüll in der rechten Hand schaue ich in die Kamera. Ich trage einen grün-weiß-orange gesprenkelten Schlafanzug aus Frottee, meine Haare stehen mir zu Berge. Meine Mama drückte auf den Auslöser ihrer kleinen Kodak-Kamera, fotografierte mich. Mit Blitz natürlich, weswegen das Bild überbelichtet ist. So hat mich also Deutschland kennengelernt – rund eineinhalb Millionen Leser der Wochenzeitung *DIE ZEIT* kamen nicht an mir vorbei in dieser Ausgabe. Der Artikel »Ich Arbeiterkind« war Titelgeschichte der *ZEIT*.

Neben dem Bild stand in großen Lettern: »Du schaffst es nicht!« – Das hören viele Kinder in der Schule. So wie der kleine Marco Maurer auf unserem Foto. Das Arbeiterkind wurde trotzdem Akademiker. Zwanzig Jahre später stellte es seine alten Lehrer zur Rede. Ein Dossier über Bildungsungerechtigkeit in Deutschland.«

Eine gewisse Aufmerksamkeit für mich ist mir nicht ganz neu. Ich bin Journalist und schreibe regelmäßig Reportagen und Porträts für die *Süddeutsche Zeitung* und die Hamburger Wochenzeitung *DIE ZEIT*. Außerdem verfasse ich gerne ziemlich persönliche Sendungen für den *Bayerischen Rund-*

funk. Dafür habe ich Lob bekommen, Preise gewonnen, Leserbriefe erhalten und natürlich auch Kritik – Aufmerksamkeit eben.

Doch was mein Artikel in der *ZEIT* ausgelöst hat, hat mich mehr als überrascht, es hat mich umgehauen – und die Reaktion darauf verblüfft mich bis heute. Warum? Nicht weil er von mir erzählt, das tut er nur vordergründig – genauso wie dieses Buch, und das möchte ich zu Beginn klarstellen. Ich benutze mich selbst als plastisches Beispiel, um über das Land, in dem wir leben, zu erzählen. Oder besser gesagt, um darüber zu berichten, was in unserem Land falsch läuft: die Sache mit der Bildungsgerechtigkeit und somit der Tatsache, dass die Start- und Aufstiegschancen eines jeden Menschen hierzulande vor allem davon abhängen, in welche Familie jemand geboren wird, in welchem Milieu er aufwächst.

Ich hatte schon vor Erscheinen des Textes damit gerechnet, dass er für Aufmerksamkeit sorgen würde. Heute, zwei Jahre später, weiß ich aufgrund des überwältigenden Echos, dass dieses Land in Sachen Bildung und Aufstiegschancen nicht nur ein wenig in Schiefelage ist, sondern dass kräftig was falsch läuft. Als Reaktion auf die Veröffentlichung erhielt ich bis zum Druckschluss dieses Buches 403 Leserbriefe – handgezählt und bei nicht zu vernachlässigender Matheschwäche. Die Schreiberinnen und Schreiber hatten mich bei Google gesucht, waren im Netz auf meine Seite gestoßen oder meldeten sich über das Sekretariat der *ZEIT*. Dort sagte mir eine Redaktionsassistentin nach Erscheinen des Artikels, dass sich die Ausgabe mit mir auf dem Titel überdurchschnittlich gut verkauft habe und dass sie so viele Zuschriften wie zu dieser Geschichte noch nie erlebt habe. In meinem Postfach trudeln noch immer jeden Monat ein, zwei neue Mails ein. Manchmal finden sich auch handgeschriebene Zeilen in meinem Briefkasten. Oftmals stehen

darin sehr vertrauliche Dinge – die Menschen erzählen mir ihre eigenen, manchmal sehr mühevollen Aufstiegs geschichten. Fast noch häufiger erzählen sie von ihren Kindern, die Probleme mit ihrem Lehrer haben. Sie schreiben: »Ja, Herr Maurer, Sie haben recht, wir leben in einem Land, das Menschen benachteiligt, das ungerecht ist. Und auch ich habe das am eigenen Leib erfahren.« Dann fragen sie: »Was kann man dagegen tun?« Und: »Darf ich Ihnen meine Geschichte erzählen? Vielleicht bei einem Kaffee?«

Weil die Menschen mir nicht nur E-Mails schrieben, sondern zu allen Tages- und Nachtzeiten auf meinem Handy anriefen, habe ich meine deutsche Telefonnummer von meiner Internetseite gelöscht. Dann war Ruhe, bis auf das Handy mit Schweizer Nummer, das noch ab und an klingelte – Medienanfragen zumeist.

Reinhold Beckmann sieht mich durch seine Retro-Brille mitleidig an. Sein Blick und mein Auftritt in Beckmanns Hamburger Fernsehstudio hängen mit meiner Herkunft zusammen.

Ein Radiomoderator, dem ich ein Interview gab, nannte mich dann auch gleich »ein Paradebeispiel sozialer Ungerechtigkeit in Deutschland«. Natürlich total übertrieben, aber meinerwegen, wenn es der Sache hilft.

Nach dem Artikel beschäftigten sich auch Netzexperten mit dem Thema. Ein Blogger fasste den Zustand dieses Landes mit den Worten zusammen: »Deutschlands marodes System«. Mein Artikel wurde in Bildungs- und Lehrerblogs diskutiert. Außerdem beeindruckte ich eine Friseurin und einen Kaminkehrer im Netz und weiß seither, dass es sowohl »Frisuren-Frauen-Blogs« als auch Schornsteinfeger-Blogger und -Bloggerinnen gibt. Das freut mich, weil meine Eltern eine Friseurin und ein ehemaliger Kaminkehrer sind – und ich deshalb ein sogenanntes Arbeiterkind bin.

Apropos: Meine Mama hat den Artikel – obwohl ich

durchaus kritisch mit ihr und meinem Papa ins Gericht gegangen bin – in ihrem *Friseursalon Elisabeth* in den bayrisch-schwäbischen Niederungen ausgelegt. Ihre Kunden und Kundinnen lasen ein paar Wochen lang entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten nicht die *Gala*, die *Bunte*, das *Goldene Blatt*, sie lasen das *ZEIT*-Dossier, sie lasen die Geschichte über meine Mama, über mich und das Bildungssystem in Deutschland. Nicht wenige haben gesagt: »Die *ZEIT*, nie gehört.« Auch meiner Mama war diese Zeitung bis vor zwei Jahren kein Begriff. Sie spielt keine Rolle in ihrer Welt.

Bei Google erscheinen seit dem Artikel rund 25 000 Treffer, wenn man die Wörter »Marco Maurer« und Arbeiterkind eingibt. An einer Hochschule in Reutlingen diente ich den Studenten und Studentinnen als »Fallbeispiel« des Erziehungswissenschaftlers Ulrich Trautwein. Die Vorlesung beschäftigte sich laut Protokoll mit der im Frühjahr 2013 ausgetragenen »Debatte zu Hürden beim Bildungsaufstieg, bei Übergängen im Bildungssystem«. Als Diskussionsgrundlage diente mein Text aus der *ZEIT*. Trautwein fragte seine Zuhörer: »Wie typisch ist der Fall von Marco Maurer?« Auch andere Unis, beispielsweise die Universität Siegen, beschäftigten sich mit meinem Artikel, meinem »Fall«. Außerdem weiß ich, dass mein Artikel in vielen Lehrerzimmern und Schulfluren an den schwarzen Brettern hing. Ich habe von Schülerinnen und Schülern von Gesamtschulen, Hauptschulen, Gymnasien oder Realschulen gehört, dass sie den Text im Unterricht besprochen haben und im Fach Sozialkunde sogar Klausurfragen dazu beantworten mussten. Der Artikel wurde Tausende Male auf den Kanälen der sozialen Medien geteilt und ist Motor dafür gewesen, dass ich auf Podiumsdiskussionen von Universitäten im In- und Ausland Stellung zum Thema Bildungsungerechtigkeit nehmen oder sogenannte Impuls-Vorträge halten musste.

Trotz allem bin ich kein Bildungsexperte, obwohl ich eini-

ges über Bildung aus eigener Erfahrung weiß. Denn ich war auf quasi jeder Schulart dieses Landes. Ich war Grundschüler, Hauptschüler, Realschüler, Berufsschüler, Abiturient, Hochschüler auf vier verschiedenen Universitäten im In- und Ausland, zuletzt Journalistenschüler. In der Realschule bin ich einmal sitzengeblieben; somit habe ich insgesamt 24 Jahre Schule auf meinem 34 Jahre alten Buckel. Mehr Schule geht kaum, ich habe praktisch so gut wie alle Ausbildungsformen kennengelernt. Theoretisches Wissen habe ich mir in den vergangenen Jahren angelesen und mich mit Experten aus Wissenschaft, Forschung und Praxis ausgetauscht.

Warum ich das alles erzähle? Weil es in dieser Geschichte um Aufstiegschancen geht, nicht nur um meine eigenen, sondern um die des »Arbeiterlandes« Deutschland. Den Kindern aus diesem Land gelingt es noch immer viel seltener, ein Gymnasium zu besuchen und später zu studieren, als den Kindern aus dem anderen Deutschland, dem der Akademiker. Da in den Bergwerken langsam die Lichter ausgehen, es also Arbeiterkinder im strengen Sinne nicht mehr in großer Zahl gibt, zählen zu dieser Klientel heute auch Friseurinnenkinder wie ich, sprich Kinder von Eltern in nichtakademischen Dienstleistungsberufen, Kinder von Handwerkern, viele Migranten gehören dazu – soziologisch gesagt: bildungsferne Schichten.

Die Reaktionen zeigen mir, dass mein Artikel die Achillesferse unseres Sozialstaates berührte: Ich frage mich seither: Leben wir trotz allen Wohlstands wirklich in einem ungerechten Land? In einem Land, in dem die Herkunft eines Menschen über seine Bildungsbiographie, seine Berufskarriere, seine soziale Stellung und damit über sein ganzes Leben entscheidet? Und: Bleiben wir wirklich immer, was wir sind?

2 Einhundert – siebenundsiebzig – dreiundzwanzig

Es gibt drei Zahlen, die mich dazu gebracht haben, einen derart persönlichen Artikel in der *ZEIT* zu veröffentlichen und dieses Buch zu schreiben. Sie lauten:

100.

77.

23.

Eines Morgens, vor gut zwei Jahren, saß ich beim Frühstück und las die *Süddeutsche Zeitung*. Der Kaffee dampfte, auf der Sportseite hatte sich wahrscheinlich bereits einer dieser Kaffeetassen-Kringel gebildet, und plötzlich fiel bei mir der sprichwörtliche Groschen. Ich las, nachdem ich mit den Sportseiten durch war und mich dem Rest der Zeitung zugewendet hatte, von der aktuellen Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks und der Bildungsstudie der OECD. Die hatten ergeben, dass von hundert Akademikerkindern 77 ein Hochschulstudium aufnehmen. Und dass von hundert Nichtakademikerkindern lediglich 23 studieren.

Auf einmal las ich nicht mehr das Ergebnis irgendeiner Studie. Ich las etwas über mich selbst. Meine Biographie in zwei Zeilen gepresst. Plötzlich war mir klar, dass ich ja selbst solch ein »Nichtakademikerkind« bin. Ein Begriff, den ich zwar schon oft gehört, aber nie auf mich bezogen hatte und den ich auch nicht besonders mag. Genauso wenig wie das Wort Arbeiterkind. Beide Bezeichnungen drücken für mich etwas Statusbewahrendes aus. Sie erzählen nichts von Auf-

bruch und von Zielen in der Zukunft, sondern von Verharren, von einem Zustand in der Vergangenheit. Als sei die Herkunft ein Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Ich begriff in diesem Moment, dass ich genau das bin, was Soziologen »einen Menschen aus einem bildungsfernen Milieu« bezeichnen. Mein Papa hat seinen Lebensunterhalt als Kaminkehrer verdient und meine Mama in ihrem Friseursalon täglich ihre Kundinnen und Kunden frisiert. Ich dagegen arbeite heute als Journalist in einem klassischen Akademikerberuf. Zu meinem Beruf gehört es, dass ich bisweilen Popstars, Wissenschaftler, Politiker, Literaten und Wirtschaftsbosse interviewe. Viele dieser Leute nennen wir Journalisten »Quellen« oder »Experten«, und sie stammen wie unsere Leser überwiegend aus einem akademischen Milieu.

Meine Mama und mein Papa kennen kaum Akademiker. Das alles ging mir im Kopf herum, als ich damals am Küchentisch saß in meiner Wohnung am Münchner Harras und die Zeitung las. Von den Ergebnissen der beiden Bildungsstudien war mir ein bisschen schwindelig. Ich wusste, dass meine Bildungsbiographie bis zum Studium nicht immer geradlinig verlaufen war, aber ich betrachtete sie trotzdem als gewöhnlich – eine normale deutsche Laufbahn.

Ich hatte vielleicht ein paar Schulen mehr als üblich besucht und auch eine Ausbildung zum Molkereifachmann hinter mich gebracht. Auf die Gründe, weswegen ich diesen Beruf erlernt habe, werde ich später eingehen. Eines nur vorweg, weil ich es immer als Erstes gefragt werde, wenn ich meinen früheren Beruf erwähne: Nein, Kühe muss man keine melken! Man lernt zwar allerhand über Euterbeschaffenheiten und Kuhfleckmuster, aber es geht vor allem darum, aus Rohmilch Lebensmittel wie Joghurt und Käse herzustellen. Dafür ist es nötig, eine Molkerei von innen zu sehen, wo es häufig ziemlich streng riecht und weswegen

ich diesen Job ziemlich schnell habe seinlassen, ihn quittierte. Der Hauptgrund meiner Kündigung war aber, dass ich Journalist werden wollte, ein Traum, den ich seit etwa 1990 mit mir herumgeschleppt habe. Kurz nach dem Mauerfall – ich war zehn Jahre alt – wurde Deutschland in Rom Fußball-Weltmeister. Ich kann noch heute fast jeden Spielzug des Endspiels schildern. Ich habe sie nämlich alle an der Mauer unseres Miethauses in einem bayerischen Kaff mit dem Namen Buttenwiesen nachgespielt und vor allem kommentiert. Oder, wenn es einmal draußen regnete, am *Tipp-Kick*-Tisch eingeübt. Draußen wie drinnen war ich Mannschaftskapitän Lothar Matthäus, Torschütze Jürgen Klinsmann und der damalige ARD-Fußball-Kommentator Heribert Faßbender in einer Person. Nach dem Abpfiff des WM-Endspiels bin ich über den Stadionrasen in Rom gelaufen, kurz vorher hatte ich den entscheidenden Elfmeter gegen den argentinischen Torhüter Sergio Goycochea ins linke Eck versenkt, kommentiert habe ich parallel wie mein zweites Sportreportervorbild Gerd Rubenbauer: »Goycochea wusste alles! Nur halten konnte er ihn nicht.« Damals reifte in mir ein Entschluss: Sollte es mit dem Profifußball nicht klappen, dann werde ich halt Sportreporter. Geplappert hab ich immer gern, Sport liebe ich immer noch, und ich wusste, dafür bin ich geschaffen. Doch über die Jahre musste ich lernen: Träume – und ich sage absichtlich »Träume« und nicht »Träumereien« – zählen nicht viel in unserem Land. Das brachten mir mein Klassenlehrer Schoch, meine Eltern und ein Mitarbeiter vom Arbeitsamt bei; dazu gleich mehr. Viele kleine Hürden standen im Weg, die meine Bildungskarriere zu einer Slalomfahrt im Nebel gemacht haben. Jedenfalls: Als ich im Jahr 2000 meine Lehre zum Molkereifachmann abgeschlossen hatte, war ich zwanzig Jahre alt und immer noch von dem Traum, Sportreporter zu werden, beseelt, den mir Matthäus, Faßbender & Co. in den

Kopf gesetzt hatten. Ich habe auf dem zweiten Bildungsweg mein Abitur nachgeholt – und das in Bayern –, danach Germanistik, Politik und Kunstgeschichte an der Universität Augsburg studiert. Nach zwei Semestern wechselte ich, weil ich Französisch lernen wollte, in die Schweiz nach Fribourg. An der dortigen Universität konnte ich zusätzlich zu meinen beiden Fächern Politik und Germanistik – endlich – Journalistik studieren und den Grundstein für meinen heutigen Beruf legen. Eine von Umwegen, von Heribert Faßbender, Herrn Schoch und Zufällen geprägte Bildungsbiographie, hatte ich immer gedacht, aber bestimmt nichts Besonderes, nichts Ungewöhnliches – bis ich an meinem Münchner Küchentisch von diesen Bildungsstudien gelesen hatte.

Plötzlich wurde mir klar: Wir leben in einem Land, das einen Großteil der Menschen benachteiligt, indem es ihnen Bildung systematisch vorenthält. Diesen Menschen werden nicht nur ihre Träume genommen, sie werden um ihre Lebenschancen betrogen. Mir kam der erschreckende Gedanke, dass auch ich um ein Haar Opfer dieser Verhältnisse geworden wäre. Ich fragte mich, warum spricht eigentlich niemand über dieses Unrecht? Warum prangert es niemand an? Warum kann man nicht in der *Bild*-Zeitung lesen: »Unser Bildungssystem produziert Hunderttausende Opfer – Unser Test auf Seite 2: Sind Sie auch betroffen?«

Noch am selben Morgen unternahm ich erste »Recherchen«. Ich tippte zwei Begriffe in die Suchmaschine: »Soziale Ungerechtigkeit« und »Bildung«. Daraufhin erschienen knapp 200 000 Treffer in einer Suchzeit von 0,17 Sekunden. Bei »soziale Ungleichheit« 403 000 Treffer, 0,14 Sekunden. Was ich an diesem Morgen alles erfahren habe? Hier eine kleine Auswahl:

In Deutschland schaffen laut einer OECD-Studie 20 Prozent der Kinder einen höheren Bildungsabschluss als die Eltern, in anderen Ländern sind es 37 Prozent.

22 Prozent der jungen Erwachsenen beenden ihre Ausbildung mit einem niedrigeren Bildungsabschluss als ihre Eltern, mehr als im OECD-Durchschnitt (13 Prozent).

Kinder aus bildungsnahen Milieus besuchen in Bayern, wo ich wohne, etwa sechseinhalbmal häufiger das Gymnasium als Kinder bildungsfernerer Milieus. Bundesweit liegt der Wert bei viereinhalb.

In manchen Studien werden Kinder aus bildungsnahen Haushalten als »Kinder der oberen Dienstklasse« bezeichnet, in anderen als »die Privilegierten«.

Das Mainzer Institut für Soziologie spricht davon, dass Lehrer »schicht- und ethnien-spezifische Empfehlungen aussprechen«. Bei gleicher Schulnote, einer 2,0, erhielten nur drei von vier Kindern aus der niedrigsten Bildungsgruppe eine Empfehlung für die höchste Schulausbildung. Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern werden mit 97-prozentiger Wahrscheinlichkeit aufs Gymnasium geschickt.

»In der Oberschicht kommt eine Hauptschulempfehlung nicht vor«, heißt es weiter in der Studie.

Bildungsexperten sprechen deswegen von einer »sozialen Auslese«.

Kinder unter drei Jahren aus der sogenannten Unterschicht nehmen pro Monat etwa 500 verschiedene Wörter auf. Kin-

der aus der sogenannten Arbeiterschicht – wozu ich mich zähle – 700 Wörter. Kinder aus der sogenannten Oberschicht: 1100 Wörter pro Monat. Differenz: 400 bis 600 Wörter im Monat.

Drei Milliarden Euro investieren Eltern pro Jahr in Nachhilfe für ihre Kinder. 20 Prozent von ihnen geben mehr als 200 Euro im Monat aus. Gut 60 Prozent der Nachhilfeschüler stammen – laut dem Bundesministerium für Bildung – aus Familien mit überdurchschnittlichem Einkommen.

Wer in einer Arbeiterfamilie aufwächst, hat laut einer Studie von Wissenschaftlern der Universität Harvard ein doppelt so hohes Risiko, an Depressionen zu erkranken, wie ein Kind aus einer Mittelschichtfamilie.

Außerdem erkranken Arbeiterkinder häufiger an Essstörungen, und junge Mädchen aus diesen Milieus werden im Vergleich früher und häufiger schwanger als Angehörige der Mittel- und Oberschicht.

Das soziologische Standardwerk zum Thema schrieb der britische Soziologe Paul Willis von der Princeton University: »How working class kids get working class jobs«. »Wie Arbeiterkinder Arbeiterjobs bekommen«. Willis beschreibt in seinem Buch das Scheitern von britischen Arbeiterkindern in der Schule und dessen Gründe.

Es gibt eine Organisation namens »Arbeiterkind.de«, die Schüler und Studenten mit nichtakademischem Elternhaus bei ihrem Weg zum und im Studium unterstützt.

»Arbeiterkinder werden nicht mehr studieren«, prophezeit der Philosoph Richard David Precht als Folge der Finanzkrise.

Spätestens nach diesem Satz Richard David Prechts im Nachrichtenmagazin *Focus* war mir nicht mehr nur ein wenig schwummerig zumute, mir brummte regelrecht der Schädel. Jetzt hatte mich das Thema gepackt. Die erste Recherche hatte mir gezeigt, hier liegen ungerechte Verhältnisse in unserer Gesellschaft vor, und das ist ein Skandal. Schnell war mir klar, ich muss etwas tun, was unter seriösen Journalisten als verpönt gilt: über mich selbst schreiben. »Eine Ich-Geschichte? Nein danke«, ist dazu der Tenor in meiner Branche. Ich-Geschichten dürfen nur von journalistischen Ausnahme-Athleten wie Benjamin von Stuckrad-Barre, Maxim Biller oder Moritz von Uslar geschrieben werden. Eine Ausnahme gibt es aber von der Regel: wenn man wirklich etwas Wichtiges zu sagen hat. Und ich fand, Bildungs(un)gerechtigkeit und die ungleich verteilten Startchancen in Deutschland sind etwas wirklich Wichtiges.

3 Herrn Schochs Prognose

*»Hello Sir, remember me?
I'm the man you thought I'd never be.
The boy who you reduced to tears,
The lad called ›Thingy‹ for six whole years.*

*Yes, that's right, my name's Bob
The one who landed the pop star's job
The one you told, look don't touch
The kid who wouldn't amount to much.*

(...)

*And who are you to tell me this?
The dream I want I'll have to miss
Sir is God, he's been given the right
To structure lives overnight.«*

Robbie Williams

Bevor ich von meinem ehemaligen Grundschullehrer Herrn Schoch erzähle, muss ich zuerst von einem anderen Mann erzählen: Robbie Williams. Das mag überraschen, aber es gibt eine Gemeinsamkeit zwischen Robbie Williams' Geschichte, meiner eigenen und der vieler anderer Menschen in diesem Land: eine verhängnisvolle Schulempfehlung. Robbie Williams' ehemaliger Lehrer heißt Mister Cartlidge. Ihm hat Williams ein wütendes Gedicht namens *Hello Sir* gewidmet. Denn Mister Cartlidge hat dem klei-

nen Robbie eine – das darf man schon sagen – falsche Lebensempfehlung mit auf den Weg gegeben. Er sagte zu Williams – dessen Eltern einen Pub namens *Red Lion* betrieben und dessen Großeltern englische Arbeiter waren –, dass er sich von seinem Leben nicht allzu viel versprechen und seinen Berufstraum, Musiker, doch bitte schön aufgeben solle. Mister Cartlidge empfahl ihm stattdessen, der Armee beizutreten. Es ist nicht so, dass Mister Cartlidge in Robbie Williams, dessen Großvater ein Boxer mit dem Namen »Jack the Giant Killer« gewesen sein soll, einen besseren Schüler hätte sehen müssen, als Williams war. Aber er hätte das riesige Talent des kleinen Jungen aus der englischen Arbeiterstadt Stoke-on-Trent erkennen können. Denn ist es nicht die Aufgabe eines Lehrers, verborgene Talente, Begabungen in unseren Kindern aufzuspüren – egal ob der Großvater Preisboxer oder Anästhesist ist? Robbie Williams – heute ein berühmter Popstar – hat nicht nur Talent, sondern auch einen starken Charakter. Aber da ihm die klassische Schulbildung verleidet wurde, nutzte er den sozialen Aufstiegskanal der Popkultur. Ein Weg, auf dem ähnlich wie im Sport und insbesondere im Fußball die soziale Herkunft keine Rolle spielt, sondern der Zugang fast ausschließlich über Talent geregelt wird. Gut zwanzig Jahre später rächte Robbie Williams sich mit besagtem Gedicht an Mister Cartlidge. Das Gedicht endet ziemlich unfreundlich mit den Worten: »Sir, kiss my Arse (Sie können mich mal ...).«

Solche Gefühle hege ich gegen meine eigenen Grund- und Hauptschullehrer nicht. Auch von Rache will ich nicht sprechen. Aber es ist schon so, dass sich die Worte von Herrn Schoch bei mir eingebrannt haben. Jedes Zeugnis – sei es mein Abitur, mein erstes Uni-Diplom, mein zweites Uni-Diplom, meine Bescheinigung der Journalistenschule – hätte ich ihm am liebsten vor die Nase gehalten. Doch ich will

nicht wie Williams einen Rachezug führen, denn Rache ist ein hässliches Gefühl und ein ebensolches Wort. Stattdessen will ich Herrn Schoch die Chance auf Einsicht und Wiedergutmachung geben. Und: Ich will einen kleinen Widerhaken für andere Lehrer setzen, die heutzutage Schüler unterrichten. Denn Lehrer und angehende Lehrer sollten sich bewusst machen, was ein schnell dahingesagter Satz, ein paar Worte, bei einem jungen Menschen auslösen oder, besser gesagt, anrichten kann.

Jetzt, einundzwanzig Jahre nach diesem Satz, stehe ich vor Herrn Schochs Haustür. Gleich werde ich ihn wiedersehen. Ich drücke die Klingel, höre Schritte im Inneren des Hauses, die Tür öffnet sich. Ich muss, wie bereits eine Woche zuvor, als wir uns am Telefon verabredeten, an früher denken.

Zum ersten Mal war mir Herr Schoch im Sommer 1991 begegnet, auf der Hauptschule in einem kleinen Dorf im bayerischen Teil von Schwaben, rund dreißig Autominuten von Augsburg entfernt. Er war ein stämmiger Mann mit breitem Gesicht, der gerne braune Pullover trug. Mein Lehrer, Klasse 6b.

An einem Montag im Frühjahr 1992 hatte er meine Mama zum Gespräch geladen. Elternsprechtag in der Schulstraße 18. Herr Schoch saß im Klassenzimmer, den Erinnerungen meiner Mama nach hinter seinem Pult, voller Bücher und Ordner. Es roch wahrscheinlich wie immer nach nassem Schwamm, Putzmittel und Kreide. Meine Mama hatte auf einem der Kinderstühle aus Fichtenholz Platz genommen. Es ging darum, auf welche weiterführende Schule ich gehen sollte: Real- oder Hauptschule. Die wenigen Gymnasiasten, die es in unserem Dorf gab, hatten uns nach der vierten Klasse bereits verlassen.

»Marco sollte auf der Hauptschule bleiben, Frau Maurer. Die Realschule ist nichts für ihn!«

Das war Herrn Schochs erster Satz. Meine Mama hat es mir später erzählt. Das ganze Gespräch.

»Meinen Sie wirklich, Herr Schoch?«

»Er hat im Zeugnis drei Dreien in den Kernfächern, das sind zwei Zweien zu wenig. Er wird das nicht schaffen.«

»Wir haben gerade eine schwierige Zeit daheim.«

Meine Mama sprach dann von Umzügen, Schulwechseln und der Trennung von ihrem Lebensgefährten. »In den Jahren zuvor war er doch besser«, sagte sie. »Er hatte immer nur Zweien im Zeugnis. Könnte er nicht den Aufnahmetest für die Realschule machen?«

»Das hat doch keinen Wert bei ihm, Frau Maurer.«

Da war er also, dieser Satz, der damals erst meine Mama und dann auch mich vor den Kopf stieß. Daraufhin stand meine Mama, wie sie heute sagt, »ziemlich schnell« auf, packte ihren roten Mantel, den sie damals immer trug, und verließ den Klassenraum.

»Vielen Dank, Herr Schoch!«

Ich muss heute, wenn ich mich an Herrn Schochs Prognose erinnere, an zwei Dinge denken: zum einen, wie meine Mama mit ihrem roten Trenchcoat den rund einen Kilometer langen Weg rauchend nach Hause lief, vorbei an Bauernhöfen, auf einem Gehsteig zwischen dem Schulhaus und unserer kleinen Mietwohnung. In meiner Vorstellung regnete es auch. Zum anderen muss ich nochmals an Robbie Williams' Gedicht über Mister Cartlidge denken:

*»Sir is God, he's been given the right
To structure lives overnight.«*

Für Williams ist sein Lehrer Gott gleich, er besitzt grenzenlose Macht und übt diese willkürlich aus. Aber mit diesem

Lehrer-Gott-Vergleich liegt Williams nicht ganz richtig. Denn Gott hat – nach meiner Vorstellung – keinen Boss. Herr Schoch hingegen hatte, wie jeder Lehrer, einen Chef, und er war abhängig vom deutschen Schulsystem, das gewisse Regeln vorgibt: Herr Schoch musste am Ende der Grundschule eine Empfehlung aussprechen, ob er wollte oder nicht. Das ist übrigens auch heute noch in vielen Bundesländern so. Selbst wenn man als Lehrer die scheinbar gottgegebenen Regeln eines ungerechten Systems anzweifelt, muss man sich mit ihnen arrangieren.

Erst neulich las ich in der *Süddeutschen Zeitung* ein Interview mit einem Grundschullehrer. Die Journalistin fragte ihn, ob er die Leistungsselektion nach der vierten Klasse für richtig halte. Der Lehrer, der auch Schulpsychologe war, gab daraufhin einen überraschenden Einblick in seine Innenwelt: »Das kommt darauf an, in welcher Rolle Sie mich fragen: Als Lehrer und Schulpsychologe bin ich Beamter und Teil dieses Systems und versuche den Menschen zu helfen, sich darin bestmöglich zurechtzufinden. Als mündiger Staatsbürger würde ich andere Modelle bevorzugen. Ich habe jetzt wieder eine erste Klasse, und es ist toll zu sehen, mit welcher Neugier und Lust Kinder lernen. Ich frage mich, wie es uns gelingt, diese so lange wie möglich zu erhalten.«

Die Art und Weise, wie Herr Schoch seine Empfehlung ausgesprochen hatte und wie er sie begründete, ist allerdings eine ganz andere Sache. Was meine Mama damals dachte, darf ich hier des Anstands wegen nicht schreiben, heute – mehr als zwanzig Jahre später – sagt sie, während sie tief an einer Zigarette zieht: »Ich habe mich damals einfach machtlos gefühlt.«

Denn sie, die Volksschülerin und Friseurin, hatte sich nicht getraut, ihm, dem Akademiker, zu widersprechen. Sie sagt, *er* sei ja schließlich der Lehrer gewesen, die Beurtei-

lung seiner Schüler sei *sein* Fachgebiet. Eine Aussage, die sich als Überbleibsel eines alten Standesdenkens mit aktuellen Studien deckt. Lehrerempfehlungen werden von Angehörigen einer bildungsfernen Schicht – das genau war und ist meine Mama – meist nicht hinterfragt, sondern akzeptiert. Bildungsnahe Familien kämpfen dagegen um ihre Sprösslinge. Sie drücken sie mit aller Macht Richtung Abitur. Geld für Nachhilfe ist kein Problem. Wenn alles nichts mehr hilft, drohen sie sogar mit ihren Anwälten. Man höre sich nur einmal um, was Lehrer erzählen, wenn es um die Vergabe der Zwischenzeugnisse geht – insbesondere an bayerischen Grundschulen. Bei meiner Mama dagegen genügten ein paar Worte des Lehrers, um Zweifel an meiner Leistungsfähigkeit zu säen. Zweifel, der mich noch jahrelang begleiten sollte.

Nach diesem Abend im Klassenzimmer hat mir meine Mutter von Herrn Schochs Prognose erzählt. Ich fühlte mich wie ein beschränktes, unnützes Kind, das keine Zukunft hat. Ich war elf Jahre alt.

Heute, gut zwanzig Jahre später, denke ich, dass meine Bildungskarriere damals fast zu Ende war, bevor sie begonnen hatte. Damals dachte ich mir nur: Was soll jetzt aus mir werden? Vielleicht Ziegelklopfer? Wie Ali?

Das Bild von ihm hatte sich fest in meinen Kopf gebrannt, ein Bild aus einer kleinen Stadt nahe unserer Wohnung. Dort klopfte in einer Ziegelei ein Mann mit dunkler Haut und Schnurrbart – wir Kinder nannten ihn immer Ali – mit einem Gummihammer auf frisch gebrannte Dachziegel, die ihm ein Fließband vorsetzte. Jeden Tag, acht Stunden lang, etwa einen Ziegel pro Sekunde. Der Mann prüfte die Qualität der Tonverarbeitung, den Härtegrad der Ziegel und ob sie hielten, was sie versprachen – nämlich später ein sicheres Dach über dem Kopf. Ich sah mich dank Herrn Schochs Aussagen als Alis legitimen Nachfolger, als Hilfsarbeiter der

Nation, der aber dennoch dafür Sorge trägt, dass es die Gesellschaft schön trocken hat.

Bis zu jenem Elterngespräch hatte ich gut gelebt mit dem deutschen Bildungssystem: Ich hatte nämlich nicht viel von ihm bemerkt – brav meine Hausaufgaben gemacht, viel Fußball und auch Tennis gespielt, keine Sorgen gehabt: Ich durfte einfach Kind sein. Jetzt aber sah ich es auf einmal vor mir, dieses System. Groß und mächtig. Und ich war darin gefangen, ganz unten.

Bis zu diesem Tag war ich ein selbstbewusstes Kind gewesen, Jahr für Jahr Torschützenkönig meiner Fußballmannschaft, Kapitän des Teams, Freistoßexperte, Stürmer, schoss eher drei Tore pro Spiel als keines, träumte, wie erwähnt, von einer Karriere als Fußballprofi oder Sportreporter. Doch – auch wenn sich das übertrieben anhört – wegen der Einschätzung meines Lehrers war ich verunsichert. Plötzlich lag ein dicker Stein auf meinem Weg, sogar das Tor auf dem Fußballfeld wurde immer kleiner. Herr Riedel, mein Trainer damals, wundert sich wahrscheinlich heute noch über meine plötzliche und ziemlich lang anhaltende Torflaute.

Ich erzähle das, um zu zeigen, welche fatale Folgen eine scheinbar harmlose Bemerkung eines Lehrers haben kann, und weil ich der Meinung bin, dass jeder Mensch die Chance haben sollte, etwas aus seinem Leben zu machen. Im deutschen Bildungssystem aber gibt es etwas, das dem im Weg steht: die Herkunft. Die Macht der Vergangenheit. Ausstieg und Aufstieg sind eher die Ausnahme denn die Regel.

Dutzende Studien belegen, dass die Kinder von Fließbandarbeitern, Verkäuferinnen und Handwerkern, von Arbeitslosen, Hartz-IV-Empfängern und Migrantinnen auch bei exakt gleicher Leistung schlechter benotet werden. Kinder also, die um ihre Chance gebracht werden. Kinder, die später wie ihre Väter auf dem Bau arbeiten, obwohl sie eigentlich

ins Weltall fliegen wollten. Kinder, die mit neun Jahren, wenn die Empfehlung für den weiteren Verlauf des Bildungswegs ausgesprochen wird, ihre Leichtigkeit verlieren und zu Zweiflern werden. Kinder, die plötzlich keine Kinder mehr sind, sondern: deutsche Bildungsoffer. Wo Akademikerkinder locker durchkommen, bleiben diese anderen Kinder hängen. Überall stolpern sie über unsichtbare Hindernisse – in Prüfungssälen und Klassenräumen, in Lehrerzimmern und Elternhäusern.

* * *

Ich glaube einige dieser Hindernisse inzwischen zu kennen. Ich habe sie selbst auf meinem langen Weg durch das deutsche Bildungssystem überstiegen. Schließlich habe ich – wie bereits erwähnt – so ziemlich alle Arten von Schulen besucht, die es in Deutschland gibt. 24 Jahre Schule, mehr geht kaum. Da können alle Bildungsminister und Bildungsministerinnen der vergangenen Jahre mit ihren geradlinigen Bildungsbiographien – zuerst Grundschule, dann Gymnasium, dann Hochschule – gegen mich und die anderen, die an diesem Abend im Café Telos sitzen, einpacken.

Das Telos ist eine kleine Studentenkneipe im Münchner Stadtteil Maxvorstadt, in der Nähe von Universitäten, Museen, Bibliotheken. Hier treffen sich in der Kurfürstenstraße 2 angehende Philosophen und Soziologen, diskutieren bei Kaffee oder Rotwein. Jeden ersten Donnerstag im Monat verabreden sich hier aber auch Arbeiterkinder. Diese Arbeiterkind-Gruppen gibt es in jeder größeren Stadt, gegründet wurden sie 2008 von Katja Urbatsch, einer Doktorandin in Gießen, erste Akademikerin ihrer Familie und Autorin des Buches *Ausgebremst – Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt*. Der Ort der Zusammenkunft der Münchner Ortsgruppe ist gut gewählt, Telos ist das griechische Wort

für »Ziel«, und die Menschen, die sich hier versammeln, haben oder hatten alle ein Ziel vor Augen: den »Aufstieg«. Und damit einen Traum, der ihnen aus unterschiedlichen Gründen beinahe verwehrt worden ist. Im Telos treffen sie sich, weil sie es den nachfolgenden Generationen einfacher machen wollen. Hier sitze ich an einem Donnerstagabend allein an einem Tisch und schaue mich fragend um, bis mich ein junger Mann anspricht: »Bist du ein Arbeiterkind?« Bevor ich eine Antwort geben kann, sagt er: »Unser Stammtisch ist im Nebenraum.«

Er wird sich mir später als Klaus vorstellen. Während ich meine Sachen in meinen Leinenrucksack packe und mich in Richtung Nebenzimmer aufmache, denke ich über Klaus' Frage »Bist du ein Arbeiterkind?« nach. Sie klingt, als ob ich an einer schweren Krankheit leide. Und immer, wenn ich heute an diese Frage zurückdenke, kommt mir der Song *Englishman in New York* von Sting in den Sinn. Der Text handelt von einem Mann, der sich als gesellschaftlicher Außenseiter fühlt. Manchmal summe ich dann sogar das Lied. »Woohoo ooh I'm an alien, I'm a legal alien.«

Neulich habe ich den Weihnachtsurlaub zusammen mit meiner Freundin Paula und ihren Eltern in einem Chalet in der Westschweiz verbracht. Der Vater meiner Freundin ist Professor für Psychosomatik, Chef einer großen Klinik, ihre Mutter Paartherapeutin mit eigener Praxis und meine Freundin zu dieser Zeit noch Journalistin bei der altherwürdigen *Neuen Zürcher Zeitung*.

Wir waren alle zusammen wandern, danach haben wir gekocht, Feuer gemacht, und irgendwann fiel mir auf, dass es ziemlich still geworden war in dem heimeligen Häuschen aus Holz und Stein. Ich blickte mich um und stellte fest, alle

lasen. Paulas Mutter blätterte auf der Couch im *SZ-Magazin*, ihr Mann las im Sessel ein Sachbuch über den Ersten Weltkrieg, Paula und ich waren am Küchentisch in unsere Romane vertieft. Nur das Feuer knisterte, und ab und an war zu vernehmen, wie jemand eine Seite umblätterte. Mich hat diese für viele Menschen alltägliche Szene irritiert.

Eine vergleichbare Situation habe ich in meiner Familie so nie erlebt. Bei meiner Mama oder bei meinem Papa läuft eigentlich ständig der Fernseher, egal ob ich sie besuche oder anrufe. Ich kann mich eigentlich nur an zwei Bücher im Regal meiner Eltern erinnern. Bei meinem Vater die 1954er-Biographie *Spiele, die ich nie vergesse* von Fritz Walter, dem Helden von Bern, und Mama besaß ein Buch von Konsalik. Ich selbst hatte als Kind auch nur ein Buch von meinen Eltern geschenkt bekommen. Der Titel des Buches lautete: *Marco* – eine damals populäre ZDF-Weihnachtsserie. Fernsehen, na klar!

Ganz anders bei Paula – sie ist mehr oder minder ohne Fernsehen aufgewachsen. Nachdem ich diese Ruhe im Chalet bemerkt hatte und mich plötzlich auch wie ein »legal alien« gefühlt habe, blätterte ich zwar weiter in meinem Buch, konnte mich aber nicht mehr auf den Inhalt konzentrieren. Ein paar Tage später habe ich mit meiner Freundin über diese Szene gesprochen, ihr gesagt, dass mir der Unterschied zwischen ihrer und meiner Familie aufgefallen sei. Und dass mir ihre Familie und deren Interessen heute oftmals näher sind als die meiner eigenen Familie. Es Momente gibt, in denen ich mich in der Familie meiner Freundin heimischer fühle als in meiner eigenen. Diese Erkenntnis der Entfremdung von meiner Familie machte mich traurig; doch dazu später mehr.
